



Ansprache von Bischof Wolfgang Ipolt anlässlich des Neujahrsempfangs des Bistums Görlitz 2013

Verehrte Gäste aus Kirche und Politik, verehrte Vertreter der Medien, liebe Gäste aus der Ökumene, liebe Brüder und Schwestern!

Der Beginn eines neuen Jahres gibt uns die Gelegenheit zu diesem Treffen in einer ganz anderen Mischung als wir das sonst in der Kirche gewohnt sind. Wir sind auch unter ganz anderen Vorzeichen hierhergekommen – einfach weil wir uns gegenseitig wahrnehmen wollen und uns Anteil geben können, an dem, was uns bewegt. Ich möchte darum die Gelegenheit nutzen, in der gebotenen Kürze der Zeit, Sie bei diesem Neujahrsempfang auf Fragen aufmerksam zu machen, die uns bei unserer kirchlichen Arbeit beschäftigen und Ihnen ein wenig bei deren Deutung zu helfen. Das ist, wie mir scheint, wichtig für alle – für die, die man eher als „Insider“ der Kirche bezeichnen würde, wie auch für die, die die Kirche eher von außen oder durch die Medien betrachten und beurteilen und manche Standpunkte der Christen vielleicht nicht unmittelbar verstehen bzw. einsehen können.

Ich habe diese meine Gedanken überschrieben mit einem Wort, das Papst Benedikt bei seinem Deutschlandbesuch im September 2011 geprägt hat:

„Berufung zur Offenheit auf Gott hin und zur Öffnung der Welt auf den Anderen hin.“

Eine der großen Herausforderungen der Gegenwart ist die Frage nach der Erfahrung Gottes mitten in unserer Lebenswirklichkeit und mitten in unserer Gesellschaft. Es gehört nicht viel Fantasie dazu, festzustellen, dass Gott aus unserem normalen Leben

und aus Vorgängen im gesellschaftlichen Bereich verdrängt wird oder ganz und gar verschwindet. Ja, es gibt inzwischen auch neue Weisen des Atheismus, die sich formieren. Ich nenne an dieser Stelle einmal die Giordano-Bruno-Stiftung (gegründet 2004) mit ihrem Vorstandssprecher Herrn Michael Schmidt-Salomon und neben anderen den Humanistischen Verband Deutschlands (HVD), der ein Leitbild für ein religionsloses Leben zu entwickeln versucht und dafür auch Strukturen anbietet.

Zur Illustration nenne ich ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit. Im Februar 2012 fand im Reichstag in Berlin eine Gedenkfeier für die Mordopfer der Neonazi-Vereinigung NSU statt. Ein religiöser Rahmen wurde bewusst vermieden. Das war in sich ein Novum in der Trauerkultur der Bundesrepublik Deutschland: Bei einer staatlichen Gedenkfeier für die Opfer von Gewalt waren die Kirchen nicht zur Mitwirkung eingeladen. In der Zeitschrift „Christ und Welt“ konnte man darum die Überschrift lesen: „Gott war nicht geladen“. Und der Artikel endete dann mit dem tief sinnigen Hinweis: „Ein Staat braucht Rituale, um sich ... sichtbar zu machen. Er hat das Recht, das ohne Berufung auf Gott zu versuchen. Ob er allerdings gut daran tut, ... ist eine andere Frage.“

Ich lenke Ihren Blick einleitend noch auf ein anderes Phänomen, das wir hier in unserem Raum gut kennen. In kaum einer Gegend der Welt wird der ausdrückliche Glaube an Gott so wenig artikuliert, wie auf dem Gebiet der früheren DDR. Wir kennen alle die jüngsten statistischen Erhebungen in diesem Punkt und alle Kirchen könnten die Zahl ihrer Mitglieder in prozentualem Anteil an der Gesamtbevölkerung angeben. Eine kleine Episode illustriert wiederum das, was hier gemeint ist. Auf einem großen Platz vor dem Bahnhof einer ostdeutschen Großstadt sprachen Schüler eines Gymnasiums Passanten an. Sie befragten die Passanten nach ihrem religiösen Bekenntnis: „Sind sie katholisch oder evangelisch oder...?“ Sehr oft, ja meistens war die Antwort: „Nein, normal!“ Normal bedeutete für diese Menschen schlicht: Gott gehört nicht dazu. Man kann auch leben, als ob es Gott nicht gäbe – und es scheint nichts zu fehlen – jedenfalls bemerken das viele unserer Zeitgenossen nicht. (Übrigens gab es das Axiom „etsi deus non daretur“ – „als ob es Gott nicht gäbe“ bereits in früheren Jahrhunderten als philosophisches Grunddatum, von dem aus man die Welt betrachten wollte.).

Diese beiden Beispiele zeigen, wie tief bereits das säkulare Denken und Handeln in vielen Menschen verwurzelt ist.

Auf dem Hintergrund dieser vollkommen veränderten Situation hat die katholische Kirche in jüngster Zeit den Begriff der „neuen Evangelisierung“ geprägt. Zuerst hat dieses Wort meines Wissens der selige Papst Johannes Paul II. ins Spiel gebracht. Inzwischen hat Papst Benedikt XVI. diesem Wort eine konkrete Gestalt verliehen, in dem er im Jahre 2010 einen eigenen päpstlichen Rat für die neue Evangelisierung errichtet hat. In dem Apostolischen Schreiben zur Errichtung dieses Rates schrieb er: „Um das Wort des Evangeliums auf fruchtbare Weise zu verkündigen, braucht es zuallererst eine tiefgehende Gotteserfahrung. Wie ich es in meiner ersten Enzyklika „Deus caritas est“ ausgeführt habe: „Am Anfang des Christseins steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt“ Die Gottesfrage wird die Frage der Zukunft sein; gerade auf dem Hintergrund auch frei flottierender Religiosität, die seltsamerweise immer mehr zunimmt, werden wir Christen neu herausgefordert werden, zu sagen, wer Gott eigentlich ist und wie man ihm begegnen kann.

Die Kirche hat aus meiner Sicht darum keine wichtigere Aufgabe, als Gotteserfahrungen zu ermöglichen, Zugänge zur Wirklichkeit Gottes zu eröffnen und ihn auf verschiedene Weise berührbar zu machen. Dazu braucht es eine wirkliche Gefährtenschaft der Jünger Christi inmitten dieser Welt, die durch ihre Anwesenheit, durch ihr Sprechen und Handeln Zeugen des Evangeliums sein wollen.

Bei dem Stichwort „Gotteserfahrungen“ möchte ich zunächst der Begriff der Erfahrung näher beleuchten, um mich ein wenig besser verständlich zu machen. In der deutschen Sprache unterscheiden wir zwischen „Erlebnis“ und „Erfahrung“. Wir sagen: Erlebnisse haben wir – aber Erfahrungen machen wir. Ich denke, dass dieser Unterschied nicht unwichtig ist.

Es muss im Leben immer darum gehen, Erlebnisse, deren wir ja viele haben - und da besonders die einschneidenden und besonderen Erlebnisse - so zu buchstabieren, dass wir sie als Erfahrung in das eigene Leben einbauen können. Es ist darum auch nie von vornherein klar, welche Erlebnisse zu Erfahrungen heranreifen werden. Oft ist es heute ja so: Die Überfülle von Erlebnissen (die ich zum Teil schon selbst produzieren kann!)

kann der Mensch kaum verarbeiten. Wer überall dabei sein muss, wer alles erleben will und nichts auslässt – dem bleibt mitunter wirkliche Erfahrung verwehrt. Das gilt für Lebenserfahrungen und dann erst recht auch für Gotteserfahrungen. Erfahrungen macht der Mensch nur, wenn er auch zu einer Form von Askese bereit ist, das heißt auch Erlebnisse auslassen kann bzw. sie im Vorfeld sortiert und einschätzt und den Raum lässt für den Wachstumsprozess hin zu wirklichen Erfahrungen.

Dazu gehört meiner Meinung nach auch die Fähigkeit zum Staunen, die wir an kleinen Kindern sehr schön sehen und studieren können, die aber Erwachsene nicht weniger benötigen.

Ich fasse diesen Gedanken zusammen: In der Vielzahl von Erlebnissen gilt es, wach zu sein für die Möglichkeit, darin Erfahrungen zu sammeln. Erfahrungen müssen reifen, damit sie in der Tiefe des Menschenherzens Wurzeln schlagen und zu einem wirklichen Erfahrungs-„Schatz“ werden können. Unser kirchlich-seelsorgliches Bemühen ist unter anderem auch darauf gerichtet, dass Menschen eine Kompetenz in der Erfahrung erlangen – und diese Kompetenz ist wahrhaftig nicht nur für Christen von Bedeutung.



Auf diesem Hintergrund möchte ich auch den Begriff der „Gotteserfahrung“ deuten und lesen – denn (wie bereits gesagt) für *diese* Erfahrung soll die Kirche einstehen und sie ermöglichen. Wir gehen als Christen dabei von einer selbstverständlichen Voraussetzung aus: dass Gott existiert und dass es auch heute, unter den Umständen der modernen Welt, möglich ist, ihn zu entdecken. Dennoch bleibt dieser Gott auch für uns ein Geheimnis, der immer größer ist als wir uns ihn denken und vorstellen. Gerade deshalb ist er der Gott, der immer neu überrascht und uns je neu herausfordert.

Wie tut Gott das und bei welchen Gelegenheiten? Wie fordert er uns heraus?

Ich möchte an dieser Stelle zwei ganz verschiedene Erfahrungen nennen, die zu Gotteserfahrungen werden können – wenn sich ein Mensch dafür öffnet.

Aus gegebenem Anlass nenne ich als Erstes: Er tut es durch das **Erlebnis von Leid und Krankheit (und nicht zuletzt im Tod)**.



In der augenblicklichen Diskussion in unserem Land um die Neuformulierung des § 217 StGB, der sich mit der Strafbarkeit der Beihilfe zur Selbsttötung eines Menschen beschäftigt, steht die Frage des Leidens und der damit verbundenen Schmerzen eindeutig im Hintergrund. Wir müssen es wohl zugeben: Leiden und Schmerzen passen nicht in unsere Vorstellungen – wir können beides nur schwer akzeptieren. Leiden und Schmerzen führen uns die Gebrechlichkeit und Endlichkeit menschlichen Lebens eindrücklich vor Augen und wir möchten dies alles nicht wahrhaben. Es fällt darum vielen Menschen zunehmend schwerer, nicht nur selbst Leiden zu ertragen, sondern auch bei einem leidenden oder gar sterbenden Menschen auszuharren und ihm nahe zu sein.

Natürlich sehen auch wir als gläubige Menschen es so: Leiden und Schmerzen, ja das Sterben weisen uns darauf hin, dass es in dieser Schöpfung einen Mangel, eine Grenze gibt, die nur Gott allein überwinden kann. Jesus selbst hat das immer wieder deutlich gemacht, wenn er viele Menschen von ihren Krankheiten geheilt hat und dies als Zeichen für die kommende Heilszeit verstanden hat.

Andererseits halten wir fest: Der Mensch ist nach dem Bild Gottes geschaffen (vgl. Gen 1, 26 – „als sein Abbild, uns ähnlich“ – wie es dort heißt!). Darum kommt ihm eine Würde zu, die er sich nicht selbst und die ihm auch kein anderer Mensch gegeben hat. Sie ist ihm von Gott gegeben. Darum ist sie, wie auch unser Grundgesetz in Artikel 1 sagt „unantastbar“. Diese unantastbare Würde behält ein Mensch, auch und gerade im Leid

und in schwierigen Situationen. Das Leben des Einzelnen ist keine disponible Materie, über die wir verfügen können – nicht selbst und auch nicht, wenn andere uns darum bitten. Darum ist der derzeitige Diskurs um die Gesetzesnovelle zur Sterbehilfe unbedingt durch ethisch vertiefende Überlegungen anzureichern. Leidende Menschen, sterbende Menschen dürfen nicht als Belastung der Gesellschaft angesehen werden. Sie behalten ihre Würde und wollen in Würde sterben. Das heißt aber aus unserer Sicht *nicht*, dass man ihnen bei der Selbsttötung behilflich ist, sondern: dass man ihnen durch den umfangreichen Einsatz palliativmedizinischer Möglichkeiten hilft, ihre Schmerzen zu lindern; dass man ihnen Menschen zur Seite stellt, die sie in der letzten Phase ihres Lebens begleiten bzw. die Angehörigen dazu ermutigt (und evtl. befähigt) dies selbst zu tun. Hier ist die Arbeit der vielen Hospizhelfer heute von unschätzbarem Wert.

Ein Gesetz, dass die *aktive* Sterbehilfe (in welcher Form auch immer) toleriert, könnte dazu führen, dass dieses Vorgehen in unserer Gesellschaft hoffähig wird und schrittweise anerkannt wird.

Noch einmal: Für uns sind Leiden und Schmerzen, auch der Weg zum Tod – eine Möglichkeit (!), Gott zu erfahren. Schließlich hat er selbst diesen Weg gewählt bis zum Tod am Kreuz.

Ich nenne einen zweiten ganz anderen Ort an dem man Gotteserfahrungen machen kann und mit ihm in Berührung kommen kann: das ist die **Feier der Liturgie und des Gottesdienstes**. Es ist nicht zu leugnen: Die orthodoxe Kirche in Russland und in den ehemals kommunistischen Staaten Osteuropas hat überlebt durch die Liturgie. Das ist keine Nebensache. Wir haben in unserer Kirche in den Gottesdiensten all die Formen, die in die Tiefe führen können und zu einer Gotteserfahrung werden können: das Hören und das Verweilen, die Stille, das Niederknien, das gemeinsame Beten und Singen, das Anzünden von Kerzen und Weihrauch und vieles andere mehr. Wir haben die stillen und kleinen Formen des Gottesdienstes und wir haben die großen Gottesdienste – wie bei den Weltjugendtagen, Wallfahrten und anderen Großveranstaltungen, die die große tragende Gemeinschaft des Glaubens erleben lassen. In diesem Jahr 2013 werden wir den Nationalen eucharistischen Kongress in Köln begehen.

Gottesdienste haben eine emotionale Seite, die Menschen ansprechen kann und denen sie sich nicht entziehen können – selbst wenn nicht alle Teilnehmer eines Gottesdienstes alles „verstehen“, was das unter Zeichen vollzogen wird. Denken wir zum Beispiel nur

zurück an die sehr dichte Feier des Requiems und des Begräbnisses von Bischof Müller, die viele der heute hier Anwesenden miterlebt haben. Ich freue mich in diesem Zusammenhang auch, dass wir im Jahr des Glaubens einen ökumenischen Gottesdienst am Aschermittwoch feiern werden, indem wir die Bußzeit vor dem Osterfest gemeinsam beginnen werden und uns als Christen gemeinsam bewusst werden auch unserer Schuld gegen den Glauben, die das Zeugnis oft verdunkelt. Ich habe die Hoffnung, dass diese Feier hier in der Jakobuskathedrale beitragen wird zu einer geistlichen Ökumene und dass uns dabei das Zeichen des Aschenkreuzes hilft, tiefer hineinzuwachsen in die Haltung der Umkehr und Buße.

Die Liturgie hat in sich stets eine Eigenart, die nicht zu unterschätzen ist. Ich übersetze einen Gedanken des heiligen Bonaventura (1221-1274) mit meinen Worten so: Erkenntnis funktioniert normalerweise so, dass wir etwas begreifen oder umgreifen; das alles genügt aber nicht, wenn wir uns der Wirklichkeit Gottes zuwenden. Das Geheimnis Gottes können wir nur erkennen, wenn wir selbst mehr und mehr davon **ergriffen werden** – wir können es nicht begreifen oder umgreifen. Ich habe oft erlebt, dass Menschen, die Gäste in einem gut gestalteten Gottesdienst waren, wirklich davon ergriffen waren – sie fanden es anrührend, schön, zu Herzen gehend – wie sie das oft ausdrücken. Ich werde nicht vergessen, wie eine ungetaufte Frau mir einmal erzählte, dass sie immer an Ostern und Weihnachten den Segen Urbi et orbi des Papstes im Fernsehen anschaut, weil sie der Meinung ist, dass der Papst dann auch sie segnet – denn sie gehöre doch auch zum Erdkreis, der da gesegnet wird! (so formulierte sie es).

In einem Gottesdienst kann das Erlebnis übrigens darum auch leicht zu einer Erfahrung werden – der Erfahrung, dass das alles kein Theater ist, sondern mit dem lebendigen Gott wirklich zu tun hat.

Verehrte Gäste, liebe Schwestern und Brüder, das neue Jahr liegt vor uns; es ist noch jung. Es wird uns viele Erlebnisse bescheren – geplante und gut vorbereitete, aber auch überraschende und vielleicht schwierig zu verkraftende Erlebnisse. Wir dürfen darauf gespannt sein. Es wird darauf ankommen, dass alle diese Erlebnisse zu Erfahrungen heranreifen und so den Schatz unserer Lebenserfahrungen anreichern.

Meinen Neujahrswunsch für dieses Jahr möchte ich auf dem Hintergrund des Gesagten darum so formulieren:

Ich wünsche Ihnen viele froh machende **Erlebnisse**,

aus denen Sie Kraft schöpfen können;

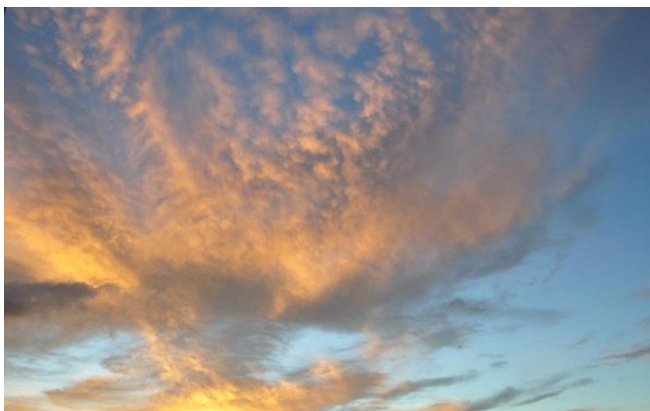
Ich wünsche Ihnen ein

Mehr an Erfahrungen,

die gereift sind – auch unter Schwierigkeiten

und in Belastungen – und ab und wünsche ich Ihnen eine

Gotteserfahrung, von der Sie so ergriffen sind, dass Sie diesem Gott aus ganzem Herzen vertrauen können. Wir drücken diese Haltung in einer Liedstrophe aus, die auch evangelische Christen kennen dürften: „Sing, bet‘ und geh auf Gottes Wegen, verricht‘ das Deine nur getreu und trau des Himmels reichen Segen, dann wird er bei dir werden neu. Denn welcher seine Zuversicht auf Gott setzt, den verlässt er nicht.“ (GL 295, 3)



zu

Es gilt das gesprochene Wort!

